



SABINE
MARTIN

Die
Hüterin
des
Tempelerschatzes

Weltbild

Die Hüterin des Tempelschatzes

Sabine Martin

Hinter Sabine Martin verbirgt sich ein erfahrenes Autorenduo. Martin Conrath hat bereits zahlreiche Thriller und Kriminalromane veröffentlicht, von denen einer als »Tatort« verfilmt wurde. Sabine Klewe verfasste mehrere aktuelle und historische Kriminalromane, von denen einige zu Bestsellern wurden. Daneben arbeitet sie als Übersetzerin und Dozentin. Die Autoren leben und schreiben in Düsseldorf.

Sabine Martin

Die Hüterin des Tempelschatzes

Historischer Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse – www.grafikkiosk.de, München
Umschlagmotiv: Artwork Alexandra Dohse unter Verwendung von Bildern von
Arcangel Images / © Idiko Meer) und Shutterstock Images /
© Marti Bug Catcher, Guilbaud Stan und biletskiyevgeniy
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-883-4

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Templerkommende Beaune, Herzogtum Burgund, Januar 1265

Die Flammen an den Fackeln züngelten unruhig. Von draußen blies eisiger Wind durch die Ritzen im Gemäuer und unter der schweren Holztür hindurch. Ein Sturm heulte um die dicken Mauern der Kommende, die sich tief in die winterlichen Hügel des Burgund duckte.

Jacques de Molay schauderte unwillkürlich. Er war nicht abergläubisch, trotzdem erschien ihm das Wetter wie ein böses Omen, wie eine letzte Warnung vor dem Schritt, den er im Begriff war zu tun. Er streckte die Schultern durch und blickte seinem Gegenüber in die Augen. Humbert de Pairaud, der Generalvisitator des Ordens, maß ihn mit strengem Blick. Neben ihm stand Amaury de La Roche, der Ordensmeister der Provinz Frankreich.

»Jacques de Molay, sucht Ihr die Gemeinschaft des Ordens?«, fragte Pairaud.

»Ja«, erwiderte Jacques mit fester Stimme.

»Wisst Ihr, wie entbehrungsreich das Ordensleben ist? Ihr müsst bereit sein, Euch zu unterwerfen, Euren Willen dem Gottes und dem der Bruderschaft unterzuordnen. Ihr müsst bereit sein, Opfer zu bringen, Hunger zu leiden, hart zu arbeiten, furchtlos zu kämpfen, um der Sache des Herrn zu dienen, solange Ihr lebt.«

»Ja, das weiß ich, und ich will gern um Gottes willen leiden und bis ans Ende meiner Tage Knecht des Ordens sein.«

Pairaud nickte zufrieden. »Habt Ihr ein Weib oder eine Braut?«

»Nein.«

»Habt Ihr bei einem anderen Orden ein Gelübde abgelegt?«

»Nein.«

»Habt Ihr Schulden? Gibt es irgendeinen weltlichen Mann, dem Ihr etwas zahlen müsst, aber nicht könnt?«

»Nein.« Allmählich entspannte sich Jacques. Die Nervosität, die er vor Beginn der Zeremonie gespürt hatte, war einer prickelnden Vorfreude gewichen. Endlich war er dort, wo er hingehörte. Und er war fest entschlossen, dem Orden bis zu seinem letzten Blutstropfen zu dienen, mehr noch, dazu beizutragen, dass er zu seiner alten Größe wiederfand.

»Leidet Ihr an einer geheimen Krankheit?«, fragte Pairaud weiter. Seine eisblauen Augen blickten ihn aufmerksam, aber nicht ohne Wärme an.

»Nein.«

»Seid Ihr jemandes Knecht?«

»Nein, ich bin frei.«

»Ihr wollt Ritterbruder werden, also muss ich Euch fragen: Seid Ihr rechtmäßiger, ehelicher Sohn eines Ritters?«

»Ja, das bin ich.«

Pairaud tauschte einen Blick mit Amaury de La Roche, der bisher kein einziges Wort gesprochen hatte. Der nickte kaum merklich.

»Folgt uns, Postulant!«, sagte Pairaud zu Jacques.

De La Roche stieß die Tür der Kammer auf, Jacques lief hinter den beiden Ordensherren über den zugigen Hof der

Kommende auf das Haupthaus mit dem Kapitelsaal zu. Hier draußen war die Kälte noch schneidender. Schneeflocken tanzten um die Gebäude, der Sturm zerrte an den weißen Mänteln der Templer.

Im Kapitelsaal waren alle Männer der Kommende versammelt, der Komtur und acht weitere Ritterbrüder in weißen Mänteln mit rotem Tatzenkreuz auf der linken Schulter, einige davon alt und vom Kampf gezeichnet, mit fehlenden Gliedmaßen und Narben im Gesicht; sowie knapp zwei Dutzend Sergenten, die einen schwarzen Habit mit rotem Tatzenkreuz trugen. Am Kopfende des Saals stand der Kaplan.

Alle Köpfe schossen erwartungsvoll zum Eingang, als die drei Neuankömmlinge eintraten. Pairaud stellte sich neben den Geistlichen und bedeutete Jacques, sich ihm gegenüber aufzustellen. De La Roche trat auf die andere Seite.

Pairaud räusperte sich. »Brüder, dieser junge Ritter wünscht, in den Orden aufgenommen zu werden. Ich habe euch gerade schon einmal gefragt, nun, wo der Postulant vor euch steht, wiederhole ich die Frage: Ist einer unter euch, der an ihm etwas weiß, weshalb er auf rechtmäßige Weise nicht Bruder sein darf?«

Schweigen fiel über den Saal. Jacques' Herz schlug schneller. Es gab kein Hindernis. Trotzdem fürchtete er einige schreckliche Herzschräge lang, jemand könnte die Stimme erheben.

Pairaud sah Jacques an. »Sagt, was ist Euer Begehrt?«

»Ich begehre, in die ›Arme Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels zu Jerusalem‹ aufgenommen zu werden.«

»Und Ihr wisst, dass das Leben in unserer Gemeinschaft nicht Reichtum und Wohlleben bedeutet, sondern Armut und Buße?«

»Ja, das weiß ich.«

»Dann sei es so.« Pairaud sah den Kaplan auffordernd an.

Der Geistliche reichte Jacques ein geöffnetes Evangeliar. Das heilige Buch war in feinstes Leder gebunden, wunderschöne Malereien zierten den Rand des Pergaments. »Sprecht mir nach: Ich gelobe Gehorsam, Keuschheit und Armut, und ich verspreche, die Sitten und Gebräuche des Hauses zu wahren.«

»Ich gelobe Gehorsam, Keuschheit und Armut, und ich verspreche, die Sitten und Gebräuche des Hauses zu wahren«, wiederholte Jacques feierlich.

»So seid willkommen in der ›Armen Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels zu Jerusalem.« Der Kaplan malte ein Kreuzzeichen in die Luft und sprach das Vaterunser, alle Brüder fielen ein.

Pairaud ließ sich von de La Roche einen weißen Mantel reichen und legte ihn Jacques um die Schultern.

»Nun seid Ihr unser Bruder«, verkündete er, beugte sich vor und küsste Jacques auf den Mund, wie es Brauch war.

Freude rieselte durch Jacques' Glieder wie perlender junger Wein. Er hatte es geschafft, er war ein Ritter des Tempels, einer von jenen ehrfurchteinflößenden Kämpfern Gottes, die er schon als Junge bewundert hatte. Bald schon würde er ins Morgenland geschickt werden und an der Seite seiner Brüder für den wahren Glauben kämpfen.

Jacques war so glückstrunken, dass er nicht sofort merkte, wie die Stimmung im Saal sich veränderte. Die feierliche Stille war einer gespannten Unruhe gewichen. Leise Stimmen waren zu hören, erst nur vereinzelt, dann vereint zu einem einzigen Ruf.

»Zugabe! Zugabe!«, riefen die Männer.

Jacques erstarrte. Er hatte die Gerüchte gehört. Aber er hatte sie nicht geglaubt. Natürlich wusste er, dass viele Gemeinschaften ihre Neulinge einer Mutprobe unterzogen. Oder ihnen derbe Streiche spielten. In seiner ersten Nacht als Page hatten die älteren Pagen und die Knappen ihn von seinem Strohsack gezerrt und nackt im Schweinestall eingesperrt, wie sie es mit jedem Neuling machten. Aber die edlen Tempelherren?

Jacques blickte verunsichert zu Pairaud.

Der Generalvisitator gab Amaury de La Roche ein Zeichen und trat zurück. De La Roche zog ein Kruzifix aus den Falten seines Gewandes und hielt es hoch.

Die Rufe verstummten.

Trotz der Kälte brach Jacques der Schweiß aus.

»Leugnet, dass der Gekreuzigte der Sohn Gottes ist!«, forderte der Ordensmeister Frankreichs mit schnarrender Stimme.

»Das kann ich nicht«, flüsterte Jacques.

»Ihr habt unbedingten Gehorsam gelobt.« De La Roche beugte sich vor. Seine Augen waren rotgerändert, als hätte er zu wenig Schlaf bekommen oder zu häufig dem Wein zugesprochen. Sein Bart glänzte rötlich im Schein der Fackeln.

Jacques rann der Schweiß den Rücken hinunter. In sei-

ner Kehle saß ein Klumpen, dick wie ein reifer Pfirsich. »Herr im Himmel!«, flehte er stumm. »Was soll ich tun?«

»Leugnet!«, zischte de La Roche.

»Der Gekreuzigte ist nicht der Sohn Gottes«, presste Jacques hervor. *Herr, vergib mir! Du weißt, dass meine Zunge Worte formt, die mein Herz nicht fühlt!*

Ein Raunen ging durch die versammelten Brüder. Jacques hätte nicht zu sagen vermocht, ob sie schockiert waren oder leise frohlockten.

Der Ordensmeister reagierte nicht, nur seine Mundwinkel zuckten. »Und jetzt spuckt auf das Kruzifix!«, verlangte er. »Um Eure Worte zu bekräftigen.«

Jacques schloss die Augen. *Vater im Himmel, verzeih mir.* Er spuckte auf das Kruzifix, das de La Roche ihm auffordernd hinhielt, zielte jedoch so, dass er nur die obere Ecke traf, die am weitesten vom Abbild des Gekreuzigten entfernt war.

Unvermittelt brachen die Brüder in Jubel aus. Sie grölten und applaudierten. Einige traten vor und klopfen ihm auf die Schulter.

Jacques blieb reglos stehen. Seine Knie waren so weich, dass er fürchtete, ein einziger Schritt könnte ausreichen, um ihn zu Fall zu bringen. Wie durch dicken, milchigen Nebel nahm er wahr, dass Humbert de Pairaud zu ihm trat.

»Keine Sorge, mein Sohn«, sagte er mit verhaltener Stimme. »Es ist eine alte Tradition aus der Zeit der Kämpfe gegen die Sarazenen. Wer in die Gewalt der Ungläubigen geriet, konnte nur auf Freilassung hoffen, wenn er vor-täuschte, die Göttlichkeit Jesu zu leugnen. Gott zürnt Euch nicht, denn er weiß, dass Ihr nicht von Herzen gesprochen habt.«

Jacques hätte ihm gern geglaubt. Aber er konnte nicht. Eine dunkle Ahnung legte sich auf seine Schultern wie ein schwerer schwarzer Mantel. Eines Tages würde er, würden alle, die je an einem solchen Ritual teilgenommen hatten, für ihr gottloses Handeln geradestehen müssen. Und die Strafe des Herrn würde furchtbar sein.

Nahe Saint-Félix-de-Caraman, Frankreich, Juni 1266

Guillaume wog das Messer in der Hand, das sein Vater ihm vor zwei Monaten zum siebten Geburtstag geschenkt hatte, und steckte es in die Scheide, die seine Mutter ihm genäht hatte. Ein Schwert wäre ihm lieber gewesen. Aber er besaß keines. Außerdem wäre es zu schwer, selbst wenn er es mit beiden Händen hielt. Er griff nach seinem Beutel. Hatte er an alles gedacht? Brot und Käse. Verdünnter Wein, ein warmer Umhang, denn obwohl Sommer war, konnte es in den Bergen nachts kalt werden, wenn der Wind von den Gipfeln der Pyrenäen herüberwehte.

Guillaume spitzte die Ohren. Das Röhren aus der Nase seines Onkels überdeckte alle anderen Geräusche. Das war einerseits gut, denn so konnte niemand hören, wie er heimlich nach draußen schlich. Andererseits konnte er nicht genau feststellen, wann die Wachen auf ihrer Runde an dem Haus vorbeikamen. Er kletterte über die schlafenden Körper hinweg zur Tür, öffnete sie vorsichtig, damit sie nicht quietschte.

Helles Mondlicht schien ihm ins Gesicht. Die Gebäude lagen still da. Scheune, Ställe und ein halb verfallener Schuppen zeichneten sich scharf gegen den Sternenhimmel ab. Sie waren leer. Der Onkel, seine Familie und alle Nachbarn, die mit ihnen in die Berge geflohen waren, verbrachten die Nacht ebenso wie Guillaume im Haupthaus des verlassenen Gehöfts.

Feiglinge allesamt. Das ganze Dorf war weggelaufen, als man Guillaumes Eltern verhaftet hatte. Niemand hatte geholfen, niemand protestiert. Alle hatten Angst gehabt, die Nächsten zu sein. Sie hätten kämpfen müssen! Sie hätten seinen Eltern beistehen müssen! Stattdessen hatten sie angstschlotternd ihre Habe gepackt und sich in den Bergen in Sicherheit gebracht.

Nur Guillaume hatte sich den Männern entgegengestellt, sie angebrüllt und mit den Fäusten traktiert. Daraufhin hatte einer von ihnen ihm einen Stüber verpasst, so dass er quer durch die Stube geflogen und kurz ohnmächtig geworden war.

Kaum war er wieder bei Sinnen gewesen, war er den Männern hinterhergerannt, hatte sie eingeholt, obwohl sie Pferde gehabt hatten. Das ganze Dorf war in Aufruhr gewesen, doch niemand hatte ihm beigestanden. Guillaume hatte sich eine Mistgabel gegriffen, doch bevor er den ersten Feind angreifen konnte, hatte sein Onkel ihn gepackt und weggeschleppt.

Als sie zurück im Haus waren, hatte sein Onkel ihm über den Kopf gestrichen und gesagt: »Du bist ein tapferer kleiner Mann, deine Eltern können stolz auf dich sein! Aber du musst stark sein, du musst das Banner deiner Familie weitertragen – und auf Gott vertrauen. Die Gnade des Herrn ist groß!«

Doch Guillaume wollte nicht auf Gott vertrauen. Er hatte zu oft gesehen, wie die Schergen des Papstes brave, anständige Menschen der Ketzerei bezichtigten und auf dem Scheiterhaufen verbrannten.

Wie beim Schachspiel hatte er sich einen Plan zurecht-

gelegt und war ihn immer wieder durchgegangen, hatte sich in seiner Fantasie vorgestellt, was sein würde, wenn er dieses oder jenes tat oder nicht tat, hatte alle Varianten durchprobiert. Vater hatte ihn das Spiel der Könige gelehrt, und bereits jetzt, mit sieben Jahren, gab es niemanden im Dorf, der ihn darin besiegen konnte. Dabei war es doch so einfach, vor allem am Anfang, wenn erst einige Figuren in den Kampf gezogen waren. Schwierig wurde es, wenn alle Figuren im Spiel waren. Dann musste er manchmal lange überlegen, aber er vergaß nie eine Wendung oder Möglichkeit. Neigte sich das Spiel dem Ende zu, wusste er bereits viele Züge im Voraus, dass sein Gegner verloren war.

Guillaume blickte in alle Richtungen. Keine Wache zu sehen. Bestimmt standen sie auf der anderen Seite der Mauer, die das Gehöft umgab, die Augen in die Ferne gerichtet. Sie rechneten mit einem Feind von außen, nicht mit einem Flüchtling aus ihren eigenen Reihen. Lautlos schlich Guillaume über den Hof. Sein Herz schlug wild in seiner Brust. Als er den Durchlass in der Mauer erreichte, in dem einst das Tor gewesen war, verlangsamte er seine Schritte. Vorsichtig spähte er um die Ecke. Etwa zwanzig Schritte entfernt standen zwei Männer. Gerade reichte der eine dem anderen einen Weinschlauch.

Das war die Gelegenheit.

Geduckt lief Guillaume los. Schnell hatte er die Ruine hinter sich gelassen und die schmale Landstraße erreicht, auf der sie vor weniger als einer Woche hergekommen waren. Er wusste, dass die Zeit knapp war. Sein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, als er sich an das Gespräch erinnerte, das er gestern belauscht hatte.

Sein Onkel hatte sich mit einem der anderen Männer unterhalten. Gezischelt wie die Schlangen hatten sie, sich immer wieder umgeschaut, doch Guillaume hatte auf dem Dach des Backhauses gelegen und war unentdeckt geblieben.

»Ich habe Nachricht aus Caraman«, hatte sein Onkel geraunt. Das war die Stadt in der Nähe ihres Dorfes, wo die Eltern immer zum Markttag hinfuhren. »Das Urteil ist gefällt.« Dann hatte er betreten geschwiegen.

Guillaume wäre am liebsten vom Dach gesprungen und hätte die Worte aus ihm herausgeschüttelt, wie man Oliven vom Baum schüttelte.

Das Urteil ist gefällt!

Guillaume hatte ein Stoßgebet zum Himmel geschickt.

Schließlich hatte der Onkel weitergesprochen: »In drei Tagen, zu Johannis, wenn die Geburt des Täufers und die kürzeste Nacht des Jahres gefeiert wird ...«, seine Stimme brach, »... werden sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt.« Er hatte tief geseufzt. »Wir können nichts dagegen tun, es ist Gottes Wille.«

Gottes Wille! Wie konnte Gott seinen Eltern, die nie einem Menschen etwas zuleide getan hatten, die immer fleißig beteten und hart arbeiteten, den Tod wünschen?

In dem Augenblick, oben auf dem Dach des Backhauses, hatte er beschlossen, sich der Anordnung seines Onkels zu widersetzen und seine Eltern zu retten.

Die ganze Nacht lief Guillaume auf der Landstraße, obwohl die Müdigkeit und die Kälte ihm arg zusetzten. Erst gegen Mittag suchte er sich ein Versteck, um ein wenig auszurufen. Er bat Gott um Schutz und schlief vor Erschöpfung sofort ein.

Spät am Nachmittag schreckte Guillaume aus wilden Alpträumen hoch. Die Sonne stand schon dicht über dem Horizont, es mochte bereits die zehnte oder elfte Stunde des Tages angebrochen sein. Sein Magen knurrte, er stopfte sich Brot und Käse in den Mund. Dann nahm er einen tiefen Schluck verdünnten Wein.

Bevor er aufbrach, kniete er sich nieder und betete das Vaterunser. Er erschrak vor seiner eigenen Stimme. Sie zitterte wie bei einem Greis. Die Angst schnürte ihm die Kehle zu, doch er erinnerte sich an die Worte seiner Mutter: »Was immer dir auf deinem Weg begegnen mag, sei es Versuchung, Schmerz oder Tod – mit der Hilfe Gottes wirst du jede Prüfung bestehen. Vergiss das niemals, mein Sohn. Du wirst das Schicksal, das dir zgedacht ist, erfüllen.«

Guillaume eilte weiter, rot gleißend versank die Sonne hinter den Bergen, der Mond stand schon am Himmel, sein Licht gewann mehr und mehr an Kraft. Die Geräusche des Tages verschwanden, die der Nacht setzten ein. Guillaume folgte weiter der Landstraße. Einige Male war er nicht sicher, welchen Abzweig er nehmen sollte, einmal musste er umkehren, weil der Weg so schmal wurde, dass es keinesfalls der richtige sein konnte.

Als die Dunkelheit der Nacht allmählich dem fahlen Licht des Morgens wich, erkannte er, dass er ganz in der Nähe seines Dorfes war. Jetzt war es nicht mehr weit bis nach Caraman. Er musste nur noch die Schlucht, die Gorge de la Reine überqueren, dann wäre er schon fast vor den Toren der Stadt.

Guillaume fühlte sich stark, trotz der Blasen an seinen

Füßen, trotz der Schwere in seinen Beinen. Er erklomm einen Hügel, von dem aus man einen guten Blick auf die Brücke über die Schlucht hatte. Sie war menschenleer. So früh am Tag war noch niemand unterwegs.

Schnell lief er los, doch schon nach zwei Dutzend Schritten blieb er entsetzt stehen. Der hintere Teil der Brücke, den er von der Kuppe des Hügel nicht hatte sehen können, war eingestürzt. Die ganze Kraft, die ihn hierhergetragen hatte, verflog wie Frühnebel. Er sank auf die Knie und weinte. Warum war Gott so ungerecht zu ihm? Was hatte er Böses getan? Wofür wurde er bestraft? Guillaume schlug seine Faust auf den steinigen Boden. Der Schmerz weckte seinen Widerstand; er streckte sein Kinn nach vorn und rief trotzig: »Wenn da keine Brücke ist, dann werde ich einen anderen Weg finden. Es gibt immer einen anderen Weg!«

Die Hänge links und rechts der Brücke waren zu steil, um hinunterzuklettern. Also wandte er sich nach Süden, dort wurde die Schlucht breiter und flacher. Mit jeder Stunde, die verstrich, sank seine Geduld. Immer wieder sagte er sich, dass es besser sei, einen Umweg zu gehen, als in die Schlucht zu stürzen und gar nichts mehr tun zu können. Doch die Zeit lief ihm davon. Der Tag war bereits weit fortgeschritten, und er wusste nicht, zu welcher Stunde seine Eltern hingerichtet werden sollten.

Schließlich hielt er es nicht mehr aus. Er begann den steilen Abstieg, um den Weg zu verkürzen, hangelte sich von Stein zu Stein, von Baum zu Baum, wählte jeden Schritt sorgsam. Schon konnte er den Grund der Schlucht erkennen, als vor ihm ein Vogel aufflatterte, er sich er-

schreckte und den Halt verlor. Sein Knöchel knickte um, der Schmerz fuhr ihm heiß das ganze Bein hinauf, er verlor den Halt, spürte, wie der Boden unter ihm ins Rutschen kam. Schützend hielt er sich die Hände vors Gesicht, überschlug sich, wurde immer schneller. Bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte, schlug er mit dem Kopf auf einen Stein. Zuerst sah er Licht in allen Farben, dann nichts mehr.

Langsam kam Guillaume wieder zu sich. Als Erstes spürte er das Feuer in seinem Knöchel, dann den Durst, dann das Jucken und Kitzeln. Insekten krochen über ihn hinweg. Er schüttelte sie ab. Wie lange hatte er am Grund der Schlucht gelegen? Wenige Augenblicke oder Stunden? Er versuchte sich an den Stand der Sonne vor seinem Sturz zu erinnern, doch seine Gedanken flirrten zu sehr hin und her.

Hastig rappelte er sich auf. Sein Schädel brummte, seine Zunge lag pelzig in seinem Mund, Durst quälte ihn. Bei jedem Schritt jagte ein brennender Schmerz durch seinen Knöchel, er konnte nur humpeln, doch er kam voran.

Endlich hatte er den Höhenkamm auf der anderen Seite der Schlucht erreicht. Der Wind trug den Klang von Kirchenglocken zu ihm hin. Er hastete zu einer Stelle, wo kein Gestrüpp den Blick versperrte und er freie Sicht auf Caraman hatte.

Was er sah, trieb ihm die Tränen in die Augen. Eine Prozession schlängelte sich aus dem Stadttor in seine Richtung, angeführt von Fackelträgern in dunklen Gewändern. Der Zug bewegte sich auf eine Anhöhe zu, auf der zwei Scheiterhaufen errichtet waren.

Verzweiflung ergriff Besitz von Guillaume. Er war so nah, dass er Gesichter erkennen konnte, und doch zu weit weg. Selbst wenn er bei vollen Kräften wäre und sein Knöchel unverletzt, würde er noch fast eine Stunde brauchen, um die Stadt zu erreichen, denn eine weitere Schlucht tat sich zwischen ihm und seinem Ziel auf. Trotzdem wollte er nicht aufgeben. Er versuchte loszurennen, doch seine Beine knickten einfach unter ihm weg. Er zitterte am ganzen Leib, versuchte dennoch, sich wieder aufzurappeln, doch so sehr er es auch wollte, seine Glieder gehorchten ihm nicht mehr. Er konnte keinen Schritt mehr machen, ja er konnte sich nicht einmal auf allen vieren vorwärtsschleppen.

Der Schlag dumpfer Trommeln wogte herauf. Die Prozession wand sich wie eine feurige Schlange auf die Scheiterhaufen zu, die Fackeln erschienen Guillaume wie höhnisch grinsende Geister.

Immer wieder verschwamm ihm der Blick, er rieb sich die Augen, damit er scharf sehen konnte. Da waren sie! Vater und Mutter. Sie trugen graue Büssergewänder, ihre Gesichter waren bleich und verschmutzt, aber sie hielten sich aufrecht. Soldaten in voller Rüstung flankierten sie, jederzeit bereit, sie an der Flucht zu hindern. Der Bischof, die Dominikanermönche und die Henkersknechte bildeten die Spitze der Prozession, die Schaulustigen das Ende.

Der Zug kam zum Stehen. Und da entdeckte Guillaume etwas, das ihn vor Schreck erstarren ließ. Neben dem Priester stand ein halbes Dutzend Männer in weißen Mänteln mit rotem Tatzenkreuz. Ritter des Templerordens. Kälte rieselte durch Guillaumes Glieder. Einen der Männer

kannte er. Sein Name war Antoine de Fauchait. Er war bei seinen Eltern ein und aus gegangen. Die Tempelherren, so hatte Vater es ihm erklärt, hätten sich immer für die Katharer eingesetzt, sich nie an ihrer Verfolgung beteiligt, sogar einige Freunde Gottes in ihrem Orden aufgenommen, um sie zu schützen. Was also machten diese Männer an der Seite derer, die seine Eltern töten wollten? Hatten sie sie verraten?

Ja, so musste es sein!

Verzweiflung und Wut über seine Machtlosigkeit und sein Versagen trieben Guillaume erneut die Tränen in die Augen. Hastig wischte er sie fort und faltete die Hände.

»Lieber Gott«, betete Guillaume mit erstickter Stimme, »erbarme dich meiner Eltern! Rette sie! Denn sie haben nichts Böses getan. Sie haben dich immer gelobt und verehrt. Sie sind deine Diener. Ich flehe dich an!«

Doch Gott erhörte ihn nicht. Die Soldaten banden Guillaumes Eltern an die beiden Pfähle, die aus dem aufgeschichteten Holz und Reisig herausragten, einer der Dominikaner trat vor, entrollte ein Pergament. Guillaume konnte seine Worte nicht hören. Er schien seine Eltern etwas zu fragen, beide schüttelten energisch den Kopf.

Der Bischof gab ein Zeichen, die Henkersknechte legten ihre Fackeln in das Reisig. Sofort schlugen Flammen hoch, weißer Rauch hüllte die Scheiterhaufen ein.

Guillaume hielt den Atem an. Grässliche Schreie drangen zu ihm hinauf. Ein Schauer durchlief seinen Körper, und ohne dass er etwas dagegen hätte tun können, schüttelte er sich vor Weinen. Er starrte auf das Feuer, das in den Himmel loderte. Er wusste, dass seine Eltern dort unten

bei lebendigem Leib verbrannten, und er konnte nichts dagegen tun.

Die Schreie gingen in ein langgezogenes Heulen über, der Bischof hob eine Hand, Bogenschützen feuerten Salven in den Brand, die Schreie verstummten. Der Gottesmann hatte die furchtbaren Schmerzenslaute seiner Opfer nicht länger ertragen können.

Guillaume senkte den Blick. Jetzt waren sie tot! Seine Eltern waren tot! Verraten und ermordet von Rittern des Templerordens.

Mit zitternden Fingern wischte er sich Rotz und Tränen weg und vergrub sein Gesicht in der kalten Erde. Er wollte nur noch eins: Rache.

Entrecasteaux, Grafschaft Provence, August 1288

Die Farben, die Gerüche und der Lärm machten Amiel schwindelig. Er wusste gar nicht, wohin er zuerst gucken sollte. Zu den Buden, wo Türkischer Honig, kandierte Früchte und andere Leckereien angeboten wurden, oder zu den Gauklern, die die wundersamsten Kunststücke darboten. Gleichzeitig kroch die Angst in ihm höher und höher.

Gegen das ausdrückliche Verbot seines Vaters hatte Amiel seine kleine Schwester Aliénor mit auf den Jahrmarkt genommen, weil sie es sich gewünscht hatte. Und wenn er ehrlich war, war sie ein guter Vorwand, denn er selbst hatte nicht widerstehen können, als er von der Burg aus die bunten Wagen in die Stadt ziehen gesehen hatte.

Eben hatte er Aliénor eine Hand voll getrocknete Datteln gekauft, die sie mit großer Hingabe verspeiste, während sie einem Mann zuschauten, der bunte Tücher durch die Luft wirbelte, erst drei, dann vier, dann ein halbes Dutzend, und nicht eins davon zu Boden fallen ließ.

Aliénor war gerade vier geworden, er selbst war sieben. Schon nächste Woche würde er zu seinem Onkel nach Grimaud gebracht werden, wo seine Ausbildung zum Ritter beginnen sollte. Deshalb hatte er unbedingt noch einmal auf den Jahrmarkt gewollt. Sie schlenderten weiter, bewunderten die Feuerschlucker, staunten über die Frau ohne Knochen und fürchteten sich vor dem Bärenmenschen, der sie mit feurigen Augen anstarrte und sich die Lippen leckte.

Schreiend liefen sie weg, weil sie Angst hatten, gefressen zu werden.

Außer Atem blieben sie vor einem Zelt stehen. Ein Mann, wie ihn Amiel noch nie gesehen hatte, trat daraus hervor, lächelte und sagte: »Nun, werde Gäste, wie kann euch Randolph, der Wahrsager, zu Diensten sein?«

Mit offenem Mund blieb Amiel stehen, Aliénor fest an seiner Hand. Schlohweißes Haar fiel dem Mann bis über die Schultern, aber er war nicht alt. Sein Gesicht war glatt, seine Stimme jung und kräftig.

»Wollt ihr eure Zukunft wissen? Da seid ihr bei mir genau richtig. Man kann gar nicht früh genug anfangen, sein Schicksal zu erforschen.« Er wies auf das Innere des Zeltes. »Tretet ein!«

Amiel wich einen Schritt zurück. Der Mann war ihm unheimlich. Er trug einen Mantel, der ebenso weiß war wie sein Haar. Wie jedes seiner Haare. Auch die Brauen waren weiß. Dieser Randolph war ihm nicht geheuer. Vor allem seine Augen flößten Amiel Furcht ein. Sie waren rosa, wie bei dem Kaninchen, das Vater vor einem Jahr geschlachtet hatte. Es war auch ganz weiß gewesen und seine Augen ebenso rötlich wie die des Wahrsagers. Vater hatte gesagt, es sei kein gutes Tier, es würde beißen und nach den anderen Kaninchen ausschlagen.

»Wie heißt du denn?«, fragte Randolph, der Wahrsager, beugte sich vor und lächelte Aliénor an. »Du hast bestimmt einen schönen Namen, so hübsch wie du bist.«

Aliénor legte die Stirn in Falten, schaute an Randolph vorbei und zeigte auf eine Stange, an der Amulette hingen. »Da ist ein Drache!«

Der Wahrsager wandte sich um und nahm ein schwarz glänzendes Amulett ab, das einen Drachen zeigte. Er hielt es Aliénor hin. »Pass auf!« Er machte eine schnelle Handbewegung, dann hatte er zwei Teile in der Hand. »Das ist ein ganz besonderer Drache. Er muss von zwei Menschen geteilt werden. Die schützt er dann mit seinen magischen Kräften.«

»Nein!«, sagte Amiel. »Wir kaufen nichts.«

Aliénor zerrte an seiner Hand. »Amiel, bitte! Dann kannst du bei mir sein, auch wenn du fortgehst.«

Amiel zögerte. Er hatte genug Kupfermünzen in seinem Beutel, aber der Weißhaarige war ihm noch immer nicht geheuer. Außerdem gefiel ihm nicht, wie der Mann Aliénor anstarrte. Zwar waren er und seine Schwester es gewohnt, neugierige Blicke auf sich zu ziehen, weil ihre Haare hell waren wie die der Nordmänner, aber in den Augen des Fremden flackerte etwas, das über Neugier hinausging. Zudem mussten sie zusehen, dass sie heimkamen. Bevor jemand bemerkte, dass sie ausgebüxt waren.

»Ich will euch einen besonders guten Preis machen.« Der Wahrsager rieb sich das Kinn. »Sagen wir einen halben Denier.«

Amiel schnappte nach Luft. So viel Geld für ein billiges nutzloses Amulett? »Das ist zu teuer. Du willst uns betrügen! Aliénor! Lass uns gehen.«

Aber seine Schwester wollte nichts davon hören. »Der Drache wird uns beide beschützen. Für immer.« Tränen schimmerten in ihren Augen. »Du hast gesagt, dass die Welt gefährlich ist. Ein Drache ist stark!«

Der Wahrsager ließ die Amulette vor Amiel hin- und

herpendeln. Er hatte mit geschickten Fingern an die zweite Hälfte ebenfalls ein Lederband geknotet, sodass beide um den Hals getragen werden konnten. »Deine Schwester ist weise, junger Recke. Du solltest auf sie hören.«

»Bitte!«, quengelte Aliénor. »Bitte, bitte, bitte, bitte!«

Der Wahrsager tat so, als würde er nachdenken. Er zeigte auf Aliénor. »Weil du ein so gutes Kind bist, will ich mich für dich in den Ruin stürzen. Gebt mir eine halbe Kupfermünze, und der stärkste aller Drachen ist euer.«

Eine halbe Kupfermünze, der Gegenwert für ein Brot. Wahrscheinlich war auch das noch viel zu teuer für den billigen Tand. Amiel betrachtete Aliénor. Bald würde er sie verlassen. Sie würde es nicht verstehen, würde sich an ihn klammern, aber er hatte keine Wahl. Ein Abschiedsgeschenk würde sie trösten. Er zog eine halbe Kupfermünze aus seiner Geldkatze und reichte sie dem Wahrsager. Der verbeugte sich tief.

»Wer soll den Kopf bekommen?«

Amiel öffnete den Mund.

Doch der Mann war schneller. Er hob eine Hand. »Sag nichts, ich weiß es. Du, mein Junge, gebrauchst sehr oft deinen Verstand. Du bist ein wahrer Denker. Du bekommst den Kopf. Ein scharfer Verstand ist eine mächtige Waffe. Vergiss das nie!«

Mit einer schnellen Bewegung hängte Randolph ihm das Amulett um den Hals. Der Drachenkopf schimmerte dunkel, Amiel fasste ihn an. Der Stein fühlte sich glatt und kalt an.

»Du musst ihn am Herzen tragen. Nur so kann er seine Kraft entfalten!«

Amiel stopfte das Amulett unter sein Wams und nahm Randolph die andere Hälfte ab. Er sollte seiner Schwester nicht zu nahe kommen. Am Ende würde er noch einen Zauber über sie werfen.

Aliénor sprang auf, klatschte in die Hände. »Danke, danke, danke«, rief sie, und Amiel fragte sich, warum sie alles mindestens dreimal sagen musste. Er hängte ihr das Amulett um, fuhr mit dem Finger die geschwungene Linie entlang, zog sein eigenes noch einmal hervor und hielt die beiden Teile aneinander. Sie passten genau. Gemeinsam ergaben sie einen schuppigen Drachen mit Flügeln, Krallen, einem langen Schwanz und einem Kopf, aus dessen zahnbewehrtem Maul Feuer schlug.

»Es gibt kein Amulett, das genau die gleichen Bruchkanten hat und mit einer dieser Hälften zusammenpasst«, sagte Randolph. »Sie sind einmalig.« Er legte eine Hand auf sein Herz. »Das schwöre ich bei meiner unsterblichen Seele!«

»Du musst jetzt einen Zauberspruch aufsagen, sonst kann der Drache uns nicht beschützen«, flüsterte Aliénor. Sie hatte vor Aufregung rote Flecken im Gesicht.

»Zuerst gehen wir von hier weg«, sagte Amiel. »Sicher vermisst man uns schon. Wir kriegen Riesenräger, wenn wir erwischt werden.«

Amiel stapfte los, rannte fast, so eilig hatte er es plötzlich, und zog Aliénor hinter sich her. Nach einigen Schritten drehte er sich noch einmal um. Der Weißhaarige stand vor seinem Zelt, die unheimlichen rosa Augen auf sie geheftet. Da wusste Amiel plötzlich, dass etwas Schreckliches geschehen würde.

Trier, Heiliges Römisches Reich, Mai 1305

Elva rang nach Luft und strich sich eine blonde Strähne hinter das Ohr, die aus ihrer kunstvoll hochgesteckten Frisur gerutscht war. Sie waren den ganzen Weg vom Marktplatz bis zum Anwesen der de Pontes gerannt, an ihrem eigenen Haus in der Fleischgasse vorbei, über die Johannissgasse auf das Tor zu, das zur Anlegestelle an der Mosel führte, und dann links in die Feldgasse. Weg von dem Fest, von dem lustigen Gesang, den ausgelassenen Tänzen und den verführerisch duftenden Ständen mit Krapfen, Mandelkuchen und anderen Leckereien. Elva hatte nicht fortgewollt, doch Thorin hatte versprochen, ihr ein Geheimnis anzuvertrauen. Und sie liebte Geheimnisse.

»Was machen wir hier?«, fragte sie noch immer außer Atem.

»Wart's ab.« Thorin zog sie in den stillen, verlassen Hof. Sein Vater, Bertolf de Ponte, handelte mit Wein. Er war ein Vetter des mächtigen Grafen de Ponte, der in der Burg vor dem Grimmtor residierte. In einer Ecke des Hofes stapelten sich Fässer, unter einem Holzdach stand eine große Presse. De Ponte besaß einen Weinberg vor der Stadt, ein Teil des Weins, den er verkaufte, stammte aus eigenem Anbau. Normalerweise wimmelte es auf dem Hof von Knechten, doch an einem Festtag wie heute hatte sogar das Gesinde frei.

Thorin griff nach einem Talglicht, das in einer Mauerni-

sche bereitstand, entzündete es und stieß eine wuchtige hölzerne Pforte auf. Ausgetretene Stufen wurden sichtbar, die hinab ins Dunkel führten. Schwerer süßlicher Duft strömte ihnen entgegen. Die Flamme der Talglampe flackerte unruhig.

»Der Weinkeller deines Vaters.« Elva verzog enttäuscht das Gesicht. »Dort soll das Geheimnis sein?«

Thorin sah sie schweigend an. In seinem Blick lag etwas, das Elva nicht deuten konnte. Er wirkte plötzlich fremd, dabei kannte sie ihn schon ihr ganzes Leben. Ob es daran lag, dass er seit einigen Monaten keine Muße mehr hatte, um sich wenigstens hin und wieder davonzuschleichen und mit ihr am Moselufer aus Weidenruten Bögen zu bauen und Wettschießen zu veranstalten? Dass er jetzt ein Mann war und seinem Vater von morgens bis abends im Geschäft zur Hand gehen musste?

Sie selbst fühlte sich gar nicht erwachsen, obwohl sie genau wie Thorin fünfzehn Jahre alt war und ihr Vater immer öfter davon sprach, dass sie bald heiraten würde. Ihre große Schwester Leni war die Vernünftige, die Kluge, die Fleißige. Leni hatte schon mit vierzehn geheiratet, einen Händler aus Marseille, mit dessen Familie die ihre seit Jahrzehnten Geschäfte machte. Das war vor fünf Jahren gewesen. Seither hatte Elva ihre große Schwester nicht gesehen. Viele Briefe waren gekommen, die vom Leben in der fernen großen Stadt erzählten, von den zwei Kindern, die Leni inzwischen geboren hatte, doch Elva fand nur selten die Muße zu antworten. Sie war nicht sehr geschickt mit Feder und Tinte. Viel lieber tollte sie draußen herum. Aber das war ihr nur noch selten vergönnt. So wie Thorin seinem Vater

beim Weinhandel zu helfen hatte, musste sie im Haushalt mitanpacken und alles lernen, was eine gute Ehefrau zu wissen hatte.

Unwillkürlich drehte Elva sich um und blickte nach Westen. In einiger Entfernung war der Turm der Kirche zu erkennen, die in der Kommende der Tempelritter stand. Ein Ritter dieses Ordens hatte vor vielen Jahren Elvas Großvater mit dem Oberhaupt der Händlerfamilie Romarin aus dem fernen Marseille bekannt gemacht. Dieser provenzalische Händler kannte einen Araber, der ihm Pfeffer verkaufte und auf diese Weise das Monopol der Venezianer umging. So hatte alles begonnen. Pfeffer hatte die Familie Fleringen reich gemacht. Elvas Vater, der Gewürzhändler Jacob Fleringen, war einer der wohlhabendsten Männer Triers, und er saß sogar im Stadtrat.

Thorin fasste Elva bei der Hand. »Was ist mit dir? Du hast doch keine Angst?«

»Natürlich nicht!«

»Dann komm!« Er stieg die Stufen hinab, ließ dabei ihre Hand nicht los.

Elva blieb nichts anderes übrig, als hinter ihm her in die Dunkelheit zu stolpern. Seit zwei Jahren half Thorin seinem Vater nicht nur auf dem Hof, er begleitete ihn auch, wenn er überall im Land Wein auslieferte. Vielleicht hatte er ihr von seiner letzten Reise etwas mitgebracht. Elva unterdrückte einen Seufzer. Sie beneidete Thorin, weil er schon so viel von der Welt gesehen hatte. Er war sogar in Köln gewesen! Sie war bislang nicht ein einziges Mal aus Trier herausgekommen.

Sie erreichten den Treppenabsatz. Hier unten war es

stockfinster, bis auf das Talglicht in Thorins Hand, das zuckende Schatten an die Wände warf. Fässer waren zu beiden Seiten eines langen Gangs aufgereiht, dessen Ende Elva nicht erkennen konnte.

»Und nun?«, fragte sie. Ihre Stimme hallte dumpf durch das Gewölbe. Feuchtigkeit kroch unter den Stoff ihres dünnen Festtagskleides. Sie fröstelte, sehnte sich zurück nach dem Fest, nach der Wärme des Frühsommerabends, nach den Lichtern und der Musik.

»Morgen breche ich zu einer sehr langen Reise auf«, sagte Thorin mit feierlicher Stimme. Die eine Hälfte seines Gesichts lag im Schatten, seine Augen schimmerten geheimnisvoll. »Ich werde viele Monate fort sein.«

»Wohin geht es?« Elva fragte nicht aus Interesse, denn sie hatte nur eine sehr vage Vorstellung davon, wo ferne Städte und Länder lagen. Aber Thorin schien es zu erwarten.

»In den Norden.«

»Und das Geheimnis?« Ungeduldig trippelte Elva von einem Fuß auf den anderen. Warum spannte Thorin sie so auf die Folter?

Er räusperte sich. »Ich will, dass du mir einen Kuss schenkst zum Abschied.« Er schaute sie an, als ob sein Wunsch das Normalste auf der Welt sei.

»Aber ...«

»Die Erinnerung wird mich wärmen, wenn ich dort oben in der Kälte und Einsamkeit Heimweh habe. Wusstest du, dass es Gegenden gibt, wo der Schnee nie schmilzt?«

»Nein. Ist das wahr?« Elva blinzelte verwirrt. Thorin sprang so abrupt von einem Thema zum anderen, dass sie Mühe hatte, seinen Gedanken zu folgen.

»Also? Kriege ich meinen Kuss?« Er beugte sich vor.

»Aber das dürfen wir ...«

»Wenn ich wiederkomme, werde ich um deine Hand anhalten.«

Elvas Herz flatterte. Thorin de Ponte war ihr Spielkamerad, seit sie denken konnte, doch dieses Spiel hier war anders. Neu. Aufregend. »Dann sind wir jetzt verlobt?«, fragte sie mit bebender Stimme.

»Ja«, wisperte er. »Doch noch ist es geheim.«

Das also war das Geheimnis!

Thorin, der noch immer ihre Hand hielt, zog sie an sich. Sie spürte die Wärme seines Körpers, seinen Atem auf ihrem Gesicht. Sie schloss die Augen, als er seine Lippen auf die ihren presste. Ein Schwindel ergriff sie, der Keller schien sich zu drehen. Als Thorin seine Zunge in ihren Mund schob, sprang sie erschrocken zurück und zog ihre Hand aus seiner.

»Entschuldige«, murmelte Thorin und fuhr sich verlegen durch das Haar. »Ich wollte dich nicht ...« Er sah sie an. Seine Augen wirkten plötzlich riesengroß. »Gib mir ein Pfand! Ein Liebespfand.«

»Was denn für ein Pfand? Ich verstehe nicht.«

Er streckte die Finger aus, berührte sachte den Stoff ihres Kleides. »Eins der Bänder. Löse es und gib es mir.«

Sie starrte an sich hinunter. Über der Brust und an den Seiten war das Kleid mit blauen Bändern geschnürt. »Das geht nicht.«

Er wurde ernst, seine Stimme hart. »Doch! Es muss sein. Ich brauche ein Pfand, damit ich deiner Liebe gewiss sein kann!« Er bückte sich, stellte das Talglicht auf dem Boden

ab und öffnete die Ledertasche an seinem Gürtel, in der sein Messer steckte. Er zog es heraus, die Klinge blitzte.

Elva bekam es mit der Angst zu tun. Ihr Herz hämmerte wild. So hatte sie Thorin noch nie gesehen. Was war nur los mit ihm?

»Nicht das ganze Band, nur ein Stück«, sagte er mit rauher Stimme. »Lass es mich abschneiden.«

Noch bevor Elva protestieren konnte, hatte er die Schleife an ihrem Mieder gelöst. Er setzte das Messer an, lautlos glitt es durch den dünnen Stoff. Thorin hielt sich den blauen Streifen an die Nase, sog die Luft ein und lächelte. »Ich werde das Band immer an meinem Herzen tragen.«

Hastig band Elva die Schleife wieder zu, drapierte sie so, dass man das abgeschnittene Stück nicht sah. Sie würde ihrer Mutter sagen, dass sie an einem Strauch hängen geblieben war. Ärger würde sie trotzdem bekommen. »Können wir jetzt wieder zum Fest gehen?«, fragte sie.

»Erst wenn auch du ein Pfand von mir bekommen hast.« Thorin griff in sein Wams, zog einen schmalen goldenen Ring hervor und hielt ihn ihr hin.

»Aber Thorin ...«

Als Elva sah, wie Thorin verärgert die Brauen zusammenzog, schluckte sie den Protest hinunter. Er hielt noch immer das Messer in der anderen Hand, und so wie er dastand, mit diesem seltsamen Blick, war er ihr unheimlich. Zögernd nahm sie den Ring entgegen. Er schien im Licht der Talglampe zu pulsieren, als wäre er ein lebendiges Wesen.

Thorin beugte sich vor. »Geh jetzt«, flüsterte er. »Zurück zum Fest. Ich muss noch einiges für die Reise vorbereiten. Und wenn ich wiederkomme ...«

Mehr hörte Elva nicht, denn sie war bereits auf der Treppe. Sie hastete hinauf, rannte über den Hof zurück auf die Feldgasse, in Richtung Markt. Erst als die Musik lauter wurde und die Lichter des Festes vor ihr aufflackerten, verlangsamte sie ihre Schritte. Allmählich beruhigte sich ihr Herzschlag. Hinter einer Bude, an der kandierte Früchte feilgeboten wurden, blieb sie stehen und betrachtete den Ring. In ihrem Nacken kribbelte es. Hastig stopfte sie das Schmuckstück in ihren Beutel, schüttelte das unbehagliche Gefühl ab und eilte zum Tanzboden.